

Schnittstellen mit Spiegeleffekt

«Schnittstelle» heisst die neue Ausstellung im Kunstraum Winterthur. Katharina Henking und Nesa Gschwend sezieren Papier, Stoff und ihre Lebenswege. Arrangiert ist alles zu einer Art hinterhältigem Spiegelkabinett.

CHRISTINA PEEGE

Zugegeben, wer über die Ausstellung zweier Frauen schreibt und die Metapher des Spiegels benutzt, gerät in den Verdacht, Stereotypen aufzuwärmen. Was aber die Künstlerinnen Katharina Henking (1957) und Nesa Gschwend (*1959) im Kunstraum arrangieren, ist ein ästhetisch aufregendes, sinnliches, aber auch ziemlich abgründiges Spiegelkabinett, das mit bildlichen wie biografischen Schnittstellen spielt. Diese stellen im Werk beider Künstlerinnen ein zentrales Moment dar: Henking arbeitet mit Papierschnitten, Gschwend schneidet textiles Material oder Papier für ihre Installationen. Der Titel «Schnittstelle» ist zudem mit der Biografie der beiden Künstlerinnen verknüpft. Kennen gelernt haben sich die beiden vor gut 33 Jahren zu Ende der Lehr- und Studienzeiten in St. Gallen. Seither haben sich ihre Wege immer wieder gekreuzt oder eben «geschnitten».

Statt nun den Kunstraum in einer Einzelausstellung zu bespielen, haben sich die beiden Künstlerinnen zusammengetan. Entstanden sind zwei separate Arbeiten, die im Raum kommunizieren.

Henking hat den einen Teil des Kunstraums auf ihre ganz eigene Art in eine «gute Stube» verwandelt. Zum einen präsentiert sie zwei Bilder, in denen sie einen Scherenschnitt sowie dessen «Negativ» ausbreitet. Sie spielt mit der Assoziation des Wandbilds – das Format ist jedoch ist so überdimensioniert, dass neben oder unter dem Bild keinerlei Mobiliar mehr Platz hat. Das Bild, einst untergeordnetes Déco über dem Sofa oder sonst wo, «rächt» sich indem es den vertrauten Wohnraum quasi überwuchert und seine Bewohner verdrängt.



Katharina Henkings Papierschnitte (Hintergrund) und Nesa Gschwends Installationen bilden raffinierte Schnittstellen. Bild: cp

Ausserdem appliziert Henking Scherenschnitte auf die Täferung des Ausstellungsraums und spielt auf die berühmte «Blümchentapete» bürgerlicher Stuben an. Die Verdoppelungen, die durch die Spiegelung einzelner Motive zustande kommt, verleiht der Arbeit eine ornamentale Wirkung. Doch das harmlos bis spiesig wirkende Arrangement wird hinterhältig unterlaufen: Die Muster bestehen unter anderem aus verdoppelt gespiegelten Maschinengewehren. Die gute Stube wird zur Schnittstelle von Idylle und Tatort, hier wird nicht nur gewohnt, sondern auch gemeuchelt, gemetzelt und massakriert.

Der Körper, innen und aussen

Nesa Gschwend bespielt den Raum mit mehreren Werken. Den Ausgangspunkt ihrer Arbeiten bildet dabei immer der menschliche Körper, denn Gschwend ist Schneiderin, Schauspielerin wie auch Performerin. Der Körper und insbesondere das Ge-

sicht als Schnittstelle von Innerem und Äusserem interessieren die Künstlerin besonders: Sie inszeniert Papierschnitte von Gesichtern. Jedes ist mit einem zweiten, gespiegelten aber perfiderweise nicht identischen Gesicht verwoben. Diese in sich verschlungenen Gebilde hängen von der Decke herab und spielen mit den auf dem Boden liegenden Körperhüllen. Gschwend hat zugeschnittene textile Materialien mit Faden zusammengezogen und mit Graphit und Wachs so behandelt, dass sie wie Panzer oder Körperhüllen aussehen, deren Bewohner sich in Luft oder eben einen Scherenschnitt aufgelöst haben.

Mit Prozessen von Entstehung und Auflösung, die dem Körper naturgemäss innewohnen, spielen auch die Videoarbeiten – in denen Gesichter oder von Händen geformte Gegenstände vor den Augen des Betrachters vage Gestalt annehmen, aber ebenso schnell wieder zu neuen Formen zerfliessen. Die Werke beider Künstlerin-

nen finden nun im Gegenüber einen Resonanzraum, der von sinnlichen Kontrasten und Übereinstimmungen geprägt ist. Übereinstimmungen erleben sich in der «handgreiflichen» Technik, die mit Schnitten arbeitet, in der Verdoppelung und Spiegelung von Motiven wie auch dem Material, dem schwarzen Papier, das auf dem weissen Hintergrund des Raums vibriert.

Kontrastreich dagegen der Umgang mit dem Raum: Während die Performerin Gschwend ihn konkret belegt und bespielt, behauptet sich die Papierschneiderin Henking auf der Fläche – mit ebenso starker Wirkung. So entsteht eine Schnittstelle mit raffinierten Verdoppelungs- und Spiegeleffekten – der Betrachter darf sich drin wiederfinden oder auch verlieren.

Vernissage heute, 19 Uhr

Bis 20. März
Künstlergespräch mit der Kunsthistorikerin
Katja Baumhoff: 4. März, ab 19 Uhr
Öffnungszeiten neu: Fr 18–21, So 15–18 Uhr

www.kunstraumwinterthur.ch

Russische Technik und finnische Melancholie

Das Abonnementskonzert des Musikkollegiums Winterthur unter der Leitung von Mikhail Pletnev setzte lebendige musikalische Schwerpunkte.

RITA WOLFENBERGER

Das Konzert des Musikkollegiums Winterthur am Mittwoch im Stadthaus war einerseits Jean Sibelius zugeordnet, der noch unverkennbar im Gefolge der Spätromantik komponierte. Andererseits kam Dmitri Schostakowitsch zur Aufführung, der sich in einer wesentlich freieren Tonalität bewegte.

Beiden Konzerthälften war die Orientierung auf einen Hauptakzent eigen: In der ersten war es eine Neigung zur Melancholie, in der zweiten die Technik, ein Hauptmotiv nach allen erdenklichen Möglichkeiten zu präsentieren. Das Motiv lautet: d-es-c-h und steht für des Komponisten Monogramm, nämlich d=Dmitri, es=s-ch für Schostakowitsch. Man darf das Werk also durchaus als musikalisches Selbstporträt verstehen.

Zauberhafte Oboenklänge

In beiden Fällen heisst aber Vorherrschaft einer musikalischen Grundtendenz nicht Alleinherrschaft. Das wusste der russische Dirigent Mikhail Pletnev sehr wohl, als er die Sibelius-Werkfolge gruppierte; und verschiedene Gegenüberstellungen von Thematik und dynamischer Varietät vermochten über eine gewisse Einformigkeit von Ausdruckszonen hinwegzutragen. In der achteiligen Suite zum Maeterlinck-Drama «Pelléas et Mélisande» wechselten die suggestive Personalisierung der Mélisande – mit zauberhaft geblasenem Oboensolo – und ihrer Gemütslagen mit Naturbildern, einer anregenden Zwischenmusik und den Trauermusiken durchaus ab; dennoch behielt die melancholische Neigung die Oberhand. Das unterstrich Pletnev mit einer beherrschten, andererseits auch zu Emotionen einladenden Gestik.

Solistische Glanzleistungen

Mit der «Valse triste» durfte eine der populärsten Kompositionen von Sibelius das Herzstück der Gruppe bilden, worauf, in Winterthur zum ersten Mal zu hören, die «Szene mit den Kranichen» (aus «Kuolema», finnisch: Der Tod) wieder in den Bereich von Tod und Trauer zurückkehrte. Wiederholungen mögen da eine gewisse Fatalität symbolisiert haben, grosse Violinsoli reicherten die Streichervorherrschaft mit Glanz an.

Die «Suite Mignonne» op. 98a erfreute schliesslich mit dem nun sehr erwünschten Bläserklang zweier Soloflöten, die sich zu den tänzerisch bewegten Streichern reizvoll zum bisher eher umwölkt gebliebenen Musizieren zusammenfanden und ein besonders genussvolles Hörerlebnis anboten.

Fast schon Besessenheit

Dass Schostakowitsch mit Geschick und unter Gefahren zwischen Kunst und Gewaltherrschaft lavieren musste und das auch geradezu genial zum Ausdruck bringen konnte, beweist sein schon erwähntes c-Moll-Werk op. 110 auf mitunter hartnäckige Weise. Gewiss, es gibt – und gab in der intensiven Interpretation – Partien, in denen alle möglichen Varianten des Hauptmotivs fast den Charakter einer Besessenheit annahmen; aber Dirigent und Musiker wussten diesem alle denkbaren Facetten sowohl der Spielfertigkeit als auch der tonsetzerischen Kunst in plastischer Darstellung abzugewinnen.

Es war ein sehr spezieller, aber überaus informativer und auch zu gespannter Aufmerksamkeit einladender Abend.

Lug-und-Trug-Geschichten

Der Berner Liedermacher Nils Althaus begeisterte in der Coalmine mit lustigen «Liedli» im Mani-Matter-Stil und feinen Alltagsbeobachtungen.

ROLF WYSS

Seit 2007 ist Nils Althaus auf Bühnen und Leinwänden präsent, entweder als wortgewandter Liedermacher, als improvisationsfreudiger Kabarettist oder als wandlungsfähiger Schauspieler. Sein Markenzeichen ist die Vielseitigkeit, sein Feind der Stillstand. Auch nach vier Jahren mit zweihundertfünfzig Auftritten, zehn Filmen und zwei CDs ist Althaus noch immer ein Geheimtipp. Dass er nicht gewillt ist, ein ewiger zu sein, bewies er am Mittwoch in der Coalmine-Audio-Bar, wo er sein erstes Programm «Fuessnote» vorstellte, das auch ein paar Trouvaillen seines aktuellen Bühnenstücks «Ändlech» enthält.

Phobien eines jungen Mannes

Der Berner Liedermacher nützt seine Popularität nicht aus, um sich im Rampenlicht einer grossen Bühne zu inszenieren. Althaus mag nicht den abgehobenen Popstar markieren, die Kellertheater und Kleinkunsthörsäle sind dem Mann aus der Bundeshauptstadt

viel lieber. Deshalb war die Coalmine-Bar der geeignete Ort in Winterthur, wo Althaus aus dem Vollen schöpfen, wo er voller Inbrunst von seinen Phobien singen konnte, denn der junge Mann hat ein Problem: Er bekommt Schweissausbrüche, wenn Fremde in seinen vollen Einkaufswagen schielen, er ist allergiegefährdet ob all den «füdliblutten Meitschi» auf Plakatwänden, in Magazinen oder Fernsehspots.

Die «Liedli», wie er seine Stücke nennt, sind unterhaltsam, laden zum Schmunzeln oder Nachdenken ein; immer durchzieht ein feiner Ironiefaden die Texte und Ansagen. Das begann schon beim ersten Stück, einer Ode an die Stille, oder beim nachfolgenden «I wott ke Gäld», bei dem Althaus aufzählte, was er alles nicht wolle. Auf Ruhm und

viel Geld könne er problemlos verzichten; er brauche keinen Chauffeur, keine Samstagabend-Fernsehauftitte, und ob seine Songs im Radio gespielt würden, sei ihm auch egal. Alles, was er brauche, sei ein Bier, ein «Meitschi» im Arm und ein Bett. Im Stil der klassischen Liedermacher – immer wieder erinnerten seine Songs an moderne Mani Matters – spielte sich Althaus mit seiner akustischen Gitarre durch seine CDs «Fuessnote» und «Ändlech». Der Versuch, mit «Zwöi Bieni» einen Easy-Listening-Schlager zu produzie-

ren, scheiterte grandios, weil die zwei gewaltbereiten Bienen die sorglose Sommerstimmung grausam zunichte machten. Dabei wüsste er, wie man einen garantierten Hit schreibt, wie er dem gut gelaunten Publikum mit «Hit-i-5-Minute» plausibel weismachen konnte.

Das Alltägliche

Althaus erwies sich im intimen Rahmen der Coalmine als genialer Entertainer, der die kleinen menschlichen Schwächen besonders gerne unter die Lupe nimmt, seine eigenen nicht ausgenommen. Er entlockte ihnen eine ganz eigene Poesie, egal ob er über Winternachts-Ringelsocken, den folgenreichen Verlust seiner Freundin im postweihnächtlichen Ausverkaufsstress, den allmählich einsetzenden Gedächtnisverlust oder den Linksdrall der tangoverrückten Frau Gnägi-Hasselstaudenhain fabulierte. Das Alltägliche bekam bei Althaus mal eine surreale, mal eine melancholische, mal eine tragische Note. Aber ob die Geschichten nun in Dur oder Moll vorgetragen wurden: Das vornehmlich weibliche Winterthurer Publikum wurde zwei Stunden lang bestens unterhalten. Zu Recht wurde Nils Althaus im Appenzellischen für den Kabarettpreis «Goldige Biberflade» nominiert.



Nils Althaus ist noch immer ein Geheimtipp. Bild: Peter Würmli